

Rezensionen = Comptes rendus

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Zeitschrift für schweizerische Kirchengeschichte = Revue d'histoire ecclésiastique suisse**

Band (Jahr): **68 (1974)**

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

REZENSIONEN - COMPTES RENDUS

Horst Fuhrmann, Einfluß und Verbreitung der pseudoisidorischen Fälschungen. Von ihrem Auftauchen bis in die neuere Zeit. Stuttgart, Anton Hiersemann-Verlag, Erster Teil 1972, Zweiter Teil 1973. Zusammen LV-624 S. (Schriften der Monumenta Germaniae Historica Bd. 24/I und II).

Obwohl der dritte Teil dieser umfassenden Monographie über den Einfluß und die Verbreitung der pseudoisidorischen Fälschungen noch aussteht, dürfte es angezeigt sein, Fuhrmanns Ergebnisse schon jetzt einem breiteren Publikum vorzustellen, und zwar nicht zuletzt deswegen, weil – wie in der magistralen Einleitung *Pseudoisidor – «der ganze historische Boden des Papalsystems»?* überaus deutlich zum Ausdruck kommt – die von Ps.-Isidor ausgehende Problematik auch in gewissen innerkirchlichen Diskussionen der Gegenwart noch weiterlebt.

Um von der Reichhaltigkeit der beiden vorliegenden Bände eine Vorstellung geben zu können, ist es zunächst nützlich, mit den Worten des Autors zu sagen, was unter den pseudoisidorischen Fälschungen überhaupt zu verstehen ist: «Die 'Falschen' oder 'pseudoisidorischen Dekretalen' bilden das Hauptwerk der nach Ursprung, Tendenz und Verarbeitung eng miteinander zusammenhängenden und um die Mitte des 9. Jahrhunderts auftauchenden 'pseudoisidorischen Fälschungen'. ... Isidor Mercator ... nennt sich der vorgebliche Sammler meist unechter Papstbriefe und echter Konzile von Clemens I. (ca. 90–101) bzw. Anaclet I. (ca. 79–90) ... bis Gregor I. (590–604) bzw. Gregor II. (715–731), dessen Konzil von 721 das Schlußstück bildet. ... Zur Gruppe der pseudoisidorischen Fälschungen werden gewöhnlich gezählt: 1. die *Collectio Hispana Gallica Augustodunensis*, 2. die sogenannten *Capitula Angilramni*, 3. die Kapitulariensammlung des *Benedictus Levita* und 4. die dem ganzen Komplex den Namen gebenden pseudoisidorischen Dekretalen» (Kapitel II: *Die pseudoisidorischen Dekretalen* S. 137s.). Näherhin wird nun im gleichen Kapitel gezeigt, daß diese Fälschungen als Reaktion auf die Lage der Kirche unter Ludwig dem Frommen und seinen Nachfolgern zu begreifen sind, daß sie alle in der gleichen literarischen Werkstatt entstanden sind, die allem Anschein nach in der Erzdiözese Reims zu suchen ist («westfränkische Kleriker [haben] sie um 850 aus rund zehntausend Zitaten mosaikhaft zusammengesetzt und mit eigenen Erfindungen verwoben» [S. 67]), daß ihr Hauptzweck gewesen sein muß, die Suffraganbischöfe vor dem Zugriff der Metropolen, der Provinzsynoden und der weltlichen Macht zu schützen, daß also die im

Vordergrund der gelehrten und polemischen Diskussion stehende Vermehrung der päpstlichen Machtbefugnis deutlich der Sicherung der Bischöfe zu dienen hatte. Diese durch die Besprechung der Fälschungen im Einzelnen sich durchziehende Bestandesaufnahme, wie Fuhrmann dieses Kapitel im Untertitel nennt, bildet die Grundlage zu seinem eigentlichen Forschungsgegenstand.

Doch vorgängig wird in einem ersten Kapitel *Über Fälschungen im Mittelalter. Überlegungen zum mittelalterlichen Wahrheitsbegriff* allgemein das Problem der Falsifikationen besprochen. Dieses schon 1963 in der Historischen Zeitschrift in verkürzter Form und ohne Anmerkungen erschienene Kapitel gehört in der neuen Fassung m. E. zum Grundlegendsten, was über diesen Gegenstand je geschrieben worden ist. Es geht nämlich nicht an, die unzähligen Fälschungen des Früh- und Hochmittelalters, die sich nicht allein auf das Urkundenwesen beschränken, sondern ebenso sehr in der Hagiographie und in der Literatur vorkommen, mit Bernheim als «Ausnahmen verschrobener Charakterbildung» zu bezeichnen, besonders wenn man bedenkt, daß zu den Fälschern heiligmäßige Kirchenfürsten gehörten. Zur Erklärung der Fälschungsaktionen tastet Fuhrmann die theologischen Aussagen über die Lüge ab, die – vor allem von Augustinus geprägt – kaum eine Rechtfertigung ergeben. Anders steht es mit den Rechtsauffassungen des Frühmittelalters; hier findet sich der entscheidende Ansatzpunkt: «Recht wurde nicht als positive Norm verstanden, geschaffen nach rationalen Erwägungen irdischer Nützlichkeit; Recht war in einem höheren und von menschlicher Satzung letztlich unberührten Sinn vorgestellt: Das Urteil war nicht die Anwendung eines Rechts auf einen Sachverhalt, sondern Erkenntnis des Rechten, des Richtigen, aus einem ewigen und unermeßlichen Gesamtvorrat des Rechts geschöpft («Schöffen»). Recht und Gerechtigkeit waren eine Einheit, denn nicht der Formalakt der Einsetzung, wie bei uns, sondern allein die ihm innewohnende Gerechtigkeit macht ein Recht gültig» (S. 86). In dieser Sicht läßt sich die Intention des Fälschers als einen «Versuch, eine Änderung zur rechten Ordnung herbeizuführen», erklären.

Was nun den Einfluß und die Verbreitung der pseudoisidorischen Fälschungen betrifft, so legt Fuhrmann sein Programm genau vor: er führt seine Untersuchungen bis ins 11. bzw. 12. Jahrhundert. «Das Verhältnis des Papsttums zu den pseudoisidorischen Dekretalen ist von deren Auftauchen an bis zum Beginn des Reformzeitalters, bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts geprüft; der Investiturstreit und sein Schrifttum und die Haltung des Papsttums in dieser Epoche sind nicht mehr behandelt; auf der anderen Seite ist die Überlieferung des Pseudoisidormaterials in den kirchenrechtlichen Sammlungen bis hin zu Gratians Dekret (ca. 1140) eingehend untersucht, der 'Kanal' also erreicht, 'durch den Pseudoisidor in das Kirchenrecht des Mittelalters eingedrungen ist' (J. Haller)». Dabei ist als erstes wichtiges Ergebnis herauszuheben, daß zunächst die Wirkung der pseudoisidorischen Fälschungen gering gewesen ist und sich kurz nach der Mitte des 9. Jahrhunderts eigentlich nur bei Hincmar von Reims richtig fassen läßt (Kapitel III). In Rom andererseits gibt es eine Rezeption Pseudoisidors seit Nikolaus I. (858–867), ein wörtliches Zitat in einer zweifelsfrei päpstlichen Verlautbarung

jedoch erst 871 unter Hadrian II., und seither kann Fuhrmann eine mehr oder minder kontinuierliche Kenntnis der Falschen Dekretalen bis in die Zeit der Reform nachweisen, wobei aber gleich zu bemerken ist, daß in den päpstlichen Schreiben «häufig rechtsunerhebliche Teile der Fälschung herangezogen sind»; «am häufigsten sind Fragen der Bischofstranlation und der Kirchenorganisation aufgenommen» (S. 605). Bezeichnend für die Rolle, die Pseudoisidor während dieser ganzen Epoche in Rom gespielt hat, ist folgende Feststellung Fuhrmanns: «Daß es nicht eine erneute Pseudoisidorkenntnis gewesen sein kann, die das Bewußtsein von der zentralen Stellung Roms wachsen ließ, wird durch die Tatsache hinlänglich bewiesen, daß der verrufene Tuskulanerpapst Benedikt IX. (1032–1045) 1044, gleichsam am Vorabend der Reform, ausführlich die Falschen Dekretalen zitiert, ohne auf pseudoisidorische Papstrechte zu verweisen. Anders wird es unter Leo IX. (1049–1054) ... Jetzt – 1053 faßbar – wird zum erstenmal die Konstantinische Schenkung zugunsten des römischen Bischofs mit allem Nachdruck ausgespielt, und von den pseudoisidorischen Sätzen werden diejenigen hervorgehoben, die den päpstlichen Jurisdiktionsprimat betonen» (S. 605s.). Obwohl das Constitutum Constantini vor den pseudoisidorischen Dekretalen entstanden ist, erlangt es doch erst durch diese seine Verbreitung. Es ist deshalb gerechtfertigt, diesem wichtigen Dokument einen besondern Abschnitt zu widmen (S. 354–407, im wesentlichen schon 1966 im Deutschen Archiv vorabgedruckt).

Das vorläufig letzte Kapitel V (S. 408–585) beschäftigt sich mit der Überlieferung der pseudoisidorischen Dekretalen in den kirchenrechtlichen Sammlungen bis zum Decretum Gratiani. An die als signifikant ausgewählten Sammlungen (Ps.-Remedius, Lanfrank von Canterbury, Collectio Anselmo dedicata, Regino von Prüm, Burchard von Worms, 74-Titel-Sammlung, Anselm von Lucca, Kardinal Deusdedit, Bonzio von Sutri, Yvo von Chartres und Gratian) werden folgende Fragen gerichtet: Wie groß ist der pseudoisidorische Anteil am jeweiligen Werk? Auf welche Sachgebiete erstreckt sich der pseudoisidorische Einfluß? Woher sind die pseudoisidorischen Texte genommen? Wie stark und von welcher Tendenz sind die Eingriffe des Autors der betreffenden Kirchenrechtssammlung? Das zusammenfassende Ergebnis dieser äußerst minutiösen Untersuchungen sei hier ebenfalls im Wortlaut zitiert: «Nicht im Umkreis päpstlicher Primatialrechte, sondern auf dem Gebiet des Gerichts- und Prozeßwesens vollzog sich der kräftigste Schub pseudoisidorischer Rezeption» (S. 624).

Es ist nicht möglich, hier auf sachliche Einzelheiten näher einzugehen. Nicht verschweigen möchte ich jedoch, daß es der Autor meisterhaft versteht, diesen umfangreichen, weit verzweigten und schwer darzustellenden Stoff in faszinierender Weise dem Leser nahezubringen. Von der einführenden Darstellung der Forschungskontroversen an fühlt sich dieser in immer enger werdenden Kreisen bis zur Konfrontation einzelner Quellenbelege hingeführt, um dann schließlich in einer Art Schlußwort *Wege und Wirkung des pseudoisidorischen Einflusses* einen zusammenfassenden Überblick und Ausblick zu erhalten. In jedem Abschnitt dieses Werkes spürt man Fuhrmanns souveräne Stoffbeherrschung.

PASCAL LADNER

Albert Bruckner, Diplomata Karolinorum, Faszikel IV und Textband. Basel, Alkuin-Verlag, 1974.

Der vorliegende vierte und gleichzeitig letzte Faszikel schließt das Tafelwerk der *Diplomata Karolinorum* ab. Er enthält neben der nachgelieferten Tafel 12 (verunechtetes Original Ludwigs d. Frommen, Aachen 836 Januar 8 für Bischof Verendar von Chur) die Fortsetzung der Urkunden Arnulfs und die Diplome Ludwigs d. Kindes, soweit sie in der Schweiz liegen. Zudem wurde der ursprüngliche Plan insofern erweitert, als den *Diplomata Karolinorum* auch alle in der Schweiz liegenden Diplome der burgundischen Rudolfinger sowie je ein Diplom aus den Beständen von Chambéry (Nr. 123), Lons-le-Saunier (Nr. 130), Parma (Nr. 114) und Turin (Nr. 116) aufgenommen worden sind, so daß nun, wenn man den Faszikel IX der von Ferdinand Lot und Charles Samaran publizierten *Diplomata Karolinorum* (Paris 1949) dazu nimmt, alle Rudolfingischen Königsurkunden im Faksimile zugänglich sind.

Der Textband bringt ausführliche Regesten der auf den Tafeln abgebildeten Urkunden und Verzeichnisse der Archivprovenienzen, der Überlieferungsformen der Diplome sowie der abgekürzt zitierten Literatur. Im Vorwort rechtfertigt Bruckner den Verzicht auf eine kritische Edition der Texte, welche – mit Ausnahme der Diplome Ludwigs d. Frommen – in den *Monumenta Germaniae Historica* vorliegt, und auf einen diplomatischen Kommentar, für den ebenfalls auf die maßgebende Ausgabe verwiesen wird. Man kann diesen Verzicht bedauern gerade auch hinsichtlich der vielen neuen Erkenntnisse, welche die Diplomatik seit dem Erscheinen der ersten hier zu berücksichtigenden *Diplomata*-Bände gemacht hat, doch konzentriert sich das Anliegen dieses Werkes auf die Faksimilewiedergabe der Urkunden selbst, die im eigentlichen Sinn des Wortes tadellos gelungen ist.

PASCAL LADNER

Johannes Baptist Schneyer, Repertorium der lateinischen Sermones des Mittelalters für die Zeit von 1150–1350: Autoren: R – Schluß (W). Münster / Westfalen, Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung, 1974. 720 S. (Beiträge zur Geschichte der Philosophie und Theologie des Mittelalters Bd. XLIII, Heft 5).

Der fünfte Band des Schneyer'schen Repertoriums, das sich seit seinem Erscheinen im Jahre 1969 als ein immer unentbehrlicheres Arbeitsinstrument erweist für alle diejenigen, die sich in irgendeiner Form mit scholastischer Theologie beschäftigen, beschließt die Sammlung jener Predigten und Predigtreihen, die einem bestimmten Autor zugewiesen werden können. Zu den in diesem Band aufgeführten fruchtbarsten Predigern gehören zweifellos die Dominikaner Remigius Girolami Florentinus vom Konvent S. Maria Novella († 1319), Thomas von Aquin († 1274) und Thomas de Lisle aus dem Konvent von Winchester, der 1345 den Bischofsstuhl von Ely bestieg († 1361), aber auch der Zisterzienser Thomas de Valcellis aus der zweiten Hälfte des 12. Jhs;

zu den wortgewaltigen Predigern des erwähnten Zeitraums sind ebenfalls die Pariser Magister Stephan Langton, der spätere Kardinal und Erzbischof von Canterbury († 1228), und Robert von Sorbon († 1274) zu nennen. – Nicht als Kritik, sondern vielmehr als Hinweise im Hinblick auf die noch zu erscheinenden Register, seien folgende Druckfehler vermerkt: S. 90 Nr. 386 muß *constitutus* gelesen werden; S. 497 Nr. 399 soll es *trahe* heißen; S. 514 Nr. 2 entspricht die angeführte Bibelstelle Matth. 11, 2; und schließlich ist S. 695 Nr. 15 *verbum* zu lesen.

PASCAL LADNER

Danielle Anex, Le servage au Pays de Vaud (XIIIe-XVIe siècle), Lausanne 1973, 410 p. (= Bibliothèque Historique Vaudoise N° 47).

L'histoire du servage intéresse les spécialistes du droit et des institutions, de l'histoire religieuse et de la civilisation, comme tous ceux qui sont attentifs à la dignité de la personne humaine. La servitude était largement répandue en pays vaudois au XIIIe siècle et elle survécut jusqu'à la fin du Moyen Age, voire par endroits jusqu'au XVIIe siècle. La plupart des serfs sont les descendants des *servi* carolingiens; quelques-uns le sont devenus en outre par assujettissement volontaire. Avant le XIIIe siècle, les documents autochtones sont rares; c'est pourquoi l'auteur confronte les opinions controversées des grands spécialistes du servage au Moyen Age, notamment de Marc Bloch, Pierre Petot, Charles Edmond Perrin et Léo Verriest, dont les thèses ont sa préférence. Dès 1200, par contre, les sources abondent et ce n'est pas le moindre mérite de l'auteur que d'avoir pris la peine de transcrire des extraits considérables de chartes pour une bonne part inédites.

L'étude est avant tout juridique: elle s'applique à déterminer le plus exactement possible le statut du serf vaudois, le lien de dépendance personnelle et les restrictions qui en découlent (exclusion de la prêtrise, incapacités judiciaires), les redevances auxquelles les serfs sont astreints (taille, chevage, accensements), les problèmes que causent les unions entre libres et non-libres (un tableau récapitulatif des conséquences du formariage est donné à la p. 381), le droit de mainmorte ou d'échûte, c'est-à-dire la main mise par le seigneur du lieu sur les biens de serfs décédés sans enfants légitimes. Le canton de Vaud connut deux vagues principales d'affranchissement: l'une dans la première moitié du XIVe siècle, en rapport avec l'essor du mouvement urbain qui cesse vers 1350, l'autre dans les années 1440–1480, pour éviter la désertion des terres exploitables. Ajoutons qu'avant 1536, le Droit vaudois n'était pas unifié; le Droit romain n'avait jamais pu s'imposer et l'on se référait aux coutumes qui variaient d'un endroit à l'autre. En 1577, LL.EE. de Berne approuvèrent la première rédaction écrite du Coutumier du Pays de Vaud qui tenait compte encore du statut des non-libres, quoiqu'à cette époque il n'en subsistait plus que dans quelques endroits, comme la Vallée de Joux (affranchie en 1600), la région de Cossonay, le Chablais ou la Vallée des Ormonts, dont les habitants ne furent affranchis qu'en 1624.

La condition servile n'était pas inhumaine; au XVe siècle, les taillables ne se distinguaient plus guère des paysans libres, mais toute appartenance à une servitude étant considérée comme une condition inférieure, le mouvement vers l'affranchissement, quelque coûteux qu'il fût pour l'intéressé, était irrémédiable. Chose curieuse, alors que l'Eglise avait toujours cherché à améliorer la condition des non-libres, c'est sur les territoires ecclésiastiques qu'en Pays de Vaud subsisteront les derniers serfs.

Cette étude, pense l'auteur en conclusion, fait pénétrer «au cœur d'un peuple dont la vocation agricole ne s'est jamais démentie malgré le développement toujours croissant des villes». C'est une première approche. Que d'éléments nous manquent encore pour connaître davantage la vie du paysan vaudois au Moyen Age. Mais où les trouver? Cette classe au rôle effacé, absente pour une grande part de la vie civile et politique, peu renouvelée dans ses méthodes agronomiques, vivait au jour le jour une vie cachée peu apparente dans les sources tant archivistiques qu'historiographiques. Tout n'est pas dit sur le servage dans ce livre, loin de là! Mais l'étude de Mlle Anex fournit une contribution importante à l'histoire médiévale du Pays de Vaud; elle donne le statut d'une grande partie de la population, jusqu'ici beaucoup trop ignorée, soit à cause du manque de sources, soit en vertu d'un mépris séculaire pour une classe inférieure, dont personne de nos jours ne contestera plus la dignité humaine.

FRANÇOIS HUOT, osb

Die Walliser Landrats-Abschiede seit dem Jahre 1500, Bd. 3 (1529-1547), bearb. von Bernhard Truffer, Sitten, Staatsarchiv, 1973, xiv-413 p.

D'entente avec le Conseil d'Etat du Valais, le chanoine D. Imesch avait entrepris, au début de ce siècle, la publication des recès des Diètes valaisannes à partir de 1500, date qui devait marquer le terme des «Documents relatifs à l'Histoire du Vallais» publiés par l'abbé Gremaud (on sait que le dernier tome, 1457-1500, n'a jamais paru) et qui inaugurait la régence de Mathieu Schiner. Un premier volume, comportant les années 1500-1519, parut en 1916. Le deuxième (1520-1529) fut publié après la mort de Mgr Imesch par A. Donnet en 1949. Un travail énorme de rassemblement des documents, de transcriptions et traductions fut accompli par les Archives Cantonales de Sion, dès 1947, pour permettre l'édition des volumes suivants.

M. Truffer, archiviste, présente au public le troisième tome de cette série. Il s'agit des années 1529-1547, soit l'épiscopat d'Adrien I de Riedmatten († 1548), période extrêmement importante pour le Valais, tant au point de vue politique (conquête des mandements de Monthey et d'Evian), diplomatique (renouvellement des traités avec les Cantons catholiques ou avec Berne; relations avec Genève, la Savoie, la France) ou religieux (lutte contre le protestantisme). De plus certains événements marquants de l'histoire interne ont un grand retentissement et resteront mémorables: la liquidation des biens de Georges Supersaxo, adversaire de Schiner, la lutte contre les inondations du Rhône, la construction de meilleures routes...

Par rapport aux tomes précédents, ce troisième volume comporte l'avantage de publier presque uniquement des originaux, collationnés le cas échéant sur de sérieuses copies. Pour en rendre l'emploi plus abordable, les documents sont traduits en allemand moderne, à l'exception de nombreuses expressions (voire même de documents entiers: pp. 90 s, 331 ss) conservées dans leur saveur originale, soit pour ne pas présumer de l'interprétation douteuse d'une expression obscure, soit par souci de concision, soit enfin pour des passages particulièrement importants. Les cas de ce genre pourront être souvent éclairés par les historiens à l'aide de documents annexes conservés aux Archives de Sion; on comprendra aisément qu'il n'était pas possible de les insérer dans l'édition présente sans grossir démesurément la publication.

L'édition de B. Truffer, qui a bénéficié de l'aide du Dr. A. Gattlen, coéditeur et du Dr. Gr. Ghika, est très soignée. Un index unique permet de retrouver facilement lieux, personnes et matières cherchées. M. Truffer poursuit son travail et l'on peut espérer dans un proche avenir la parution du tome IV. Qu'il en soit remercié, au nom de tous les historiens du Valais.

FRANÇOIS HUOT, osb

Jean Hoyoux, Inventaire analytique de documents relatifs à l'histoire du diocèse de Liège. Le régime des Nonces de Cologne (1666-1670). Institut Historique Belge de Rome 1974, 204 S. (= *Analecta Vaticano-Belgica*, Deuxième série, Section B, Nonciature de Cologne, VI).

Im wesentlichen die noch überhaupt nicht erschlossene Nuntiatur von Agostino Franciotti – Anfang September 1666 übernahm der ca. 36 Jahre alte Titularerzbischof von Trapezunt die Nuntiatur ad Tractum Rheni und starb am 30. Januar 1670 zu Aachen – sowie das letzte halbe Jahr seines Vorgängers Marco Galli und die interimistische Verwaltung nach der Abreise Gallis bis zur Ankunft Franciottis unter dem Uditore Antonio Maria Fini werden mit 456 Quellenausügen aus den Registern der Nunziatura di Colonia von Hoyoux beleuchtet. Mag bei der Auswahl auch die Diözese Lüttich im Vordergrund gestanden haben und das Interesse an der Vermittlung eines Gesamtbildes nicht sehr stark gewesen sein, so haben doch die übrigen Bistümer der nordwestdeutschen *Germania Sacra*, vor allem das Erzstift Köln, das mit Lüttich das eigentliche Herzstück der Nuntiatur ausmachte, dann Münster unter dem «Kanonenbischof» Christoph Bernhard v. Galen, ihren Platz in dieser Quellensammlung.

Franciotti zählt nicht zu den bedeutenden Kölner Nuntien. Er war in den dreieinhalb Jahren seiner Tätigkeit nicht «à la hauteur de sa tâche» (S. 8): «Ignorant la langue du pays, redoutant le climat, et la peste qui régnait partout, cet Italien, probablement mal portant au départ, considéra toujours sa désignation à Cologne comme une catastrophe et sa tâche comme une corvée» (S. 8). Seiner Nuntiatur fehlt jene inhaltliche Einheitlichkeit,

die es möglich und sinnvoll erscheinen lassen kann, das Quellenmaterial systematisch zu ordnen. Was vorgelegt wird, ist sehr heterogen, und man kann vorausschauend schon jetzt eine Darstellung der Nuntiatur Franciotti als aussichtsloses Unterfangen bezeichnen. Der einzige geschlossene Problemkreis, die Mission des Nuntius zum Kongreß in Aachen, wo am 2. Mai 1668 der Friede zwischen Frankreich und Spanien abgeschlossen wurde, ist bereits von A. v. Reumont, G. P. J. Giezenaar und Ch. Terlinden dargestellt worden. In den Briefen des Nuntius aus Lüttich, Aachen und Köln an den Kardinalstaatssekretär und in den «Avvisi» seiner deutschen und holländischen Korrespondenten wird über alles Mögliche berichtet, etwa – um nur öfter Wiederkehrendes zu nennen – über den ersten Krieg des Fürstbischofs von Münster mit Holland, über die Pest am Rhein, über Pfründenbesetzungen und kirchliche Streitfragen, über die Beschlüsse und Zusammensetzung des Lütticher Domkapitels und Badebesuche von Fürstlichkeiten in Spa, oder über die kirchliche Verehrung der Julienne de Cornillon, den Hildesheimer Kongreß, Differenzen zwischen Kurmainz und Kurpfalz, die Politik des Pfalz-Neuburgers am Niederrhein, die Verteidigung von Candia u. a. m. Der Quellenwert ist, das erklärt sich aus der Stellung der Nuntiatoren in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, nicht groß für Fragen, die über das rein Regionale und Kirchliche im engeren Sinne und den näheren Umkreis der Nuntiatur hinausgehen. Über Kurtrier oder Fulda, über Hildesheim oder Speyer, ganz abgesehen von den Randgebieten der Nuntiatur, wo deren Jurisdiktion auf dem Papier stand, erfährt man in dieser Zeit nur ausnahmsweise etwas. Die Beschränkung auf Gebiete im engeren Einzugsbereich der Nuntiatur, wie im vorliegenden Fall, oder auf bestimmte, zentrale Probleme – etwa Kirche und Staat, Bischof und Nuntius – scheint daher bei der Erschließung des nach seinem Umfang enormen, nach seinem Inhalt eher bescheidenen Quellenmaterials geboten.

Die Vielfalt der Gegenstände mag bis zu einem gewissen Grad für die Knappheit des Kommentars verantwortlich gemacht werden können, entschuldigt aber nicht dessen immer wieder festzustellende völlige Unzulänglichkeit. Für viele Fragen sieht sich der Benutzer vorliegender Sammlung ganz auf sich selbst gestellt. Weiterführende Literatur wird so gut wie nie angegeben und wenn, dann nur aus offensichtlich zufälliger Kenntnis.

Fürstbischof Christoph Bernhard v. Galen wird als «véritable condottiere» (S. 6), als «militaire dans l'âme» (S. 12, Anm. 4) nicht richtig gewürdigt. Die einschlägige Literatur, etwa W. Kohl, Christoph Bernhard von Galen. Politische Geschichte des Fürstbistums Münster 1650–1678 (Münster 1964) und zuletzt A. Schröer, Christoph Bernhard v. Galen. Korrespondenz mit dem Heiligen Stuhl, 1650–1678 (Münster 1972) wurde nicht herangezogen. – S. 21 wird «le duc de Lunebourg» nicht identifiziert. Es handelt sich um Ernst August von Braunschweig-Lüneburg, 1629–1698, reg. 1662–1679, dann Herzog von Hannover, 1692 Kurfürst, seit 1661 nach den Bestimmungen des Westfälischen Friedens evangelischer Fürstbischof von Osnabrück. – S. 76, Anm. 2 ist daher entsprechend abzuändern: «Wortenberg» ist dort zu verbessern in Wartenberg. Dessen Nachfolger im Hochstift Osnabrück ist nicht, wie Hoyoux angibt, «Wolfgang Georges de Neubourg, élu en 1668»

(!), sondern auf Grund der Alternation der erwähnte Ernst August. – Wer General «Georges» (S. 29) gewesen ist oder was mit «Lierreot» (S. 31) – offenbar ist Leerort/Ostfriesland darunter zu verstehen – gemeint ist, hat der Leser selbst herauszufinden. – Zu Antonio Maria Fini (S. 40, Anm. 3), der nach dem Weggang Gallis die Nuntiatur verwaltete, wäre nachzutragen Leo Just, Die Kölner Nuntiatur nach einer Information des Uditore Fini von 1670, in: Annalen des Histor. Vereins f. d. Niederrhein 155/156 (1954) S. 305–319. – S. 48, Anm. 2 richtig Christoph de Rojas y Spinola; S. 53 wird der Mainzer Suffragan, dessen Informativprozeß Schönborn schneller betreiben wissen will, nicht identifiziert; S. 62 kann mit dem «landgrave de Hesse» unmöglich der unter der Oberhoheit der Kasseler Hauptlinie stehende Ernst von Hessen-Rheinfels-Rotenburg, der nur über ein winziges Gebiet an Mittelrhein und Fulda gebot, gemeint sein. – Für die sehr komplizierten Ansprüche Kursachsens auf Cleve (S. 64) wäre eine verlässliche und schnelle Information angebracht gewesen. Der Hinweis auf die Annales des Provinces-Unies ersetzt sie nicht. – S. 71: Was ist mit «Bolduc» (!) gemeint? Rolduc oder Bois-le-Duc? – S. 73: Die Angaben über den Mainzer Domherrn Reifenberg und seinen Sturz sind völlig ungenügend und ohne Kenntnis der einschlägigen Literatur über die Verfassung des Erzstifts und die Regierung Johann Philipps v. Schönborn. Wer der «duc de Lunebourg-Zel» (!) (richtig: Celle) ist, erfährt man nicht; 1667 regierte in Celle Georg Wilhelm, weiteren Kreisen bekannt durch seine Ehe mit Eleonore Desmier d'Olbreuse und seine Tochter Sophie Dorothea, die berühmt–berüchtigte «Prinzessin von Ahlden», mit der ein wenig «Mausdreck» in das Haus Hannover und in das Haus Preußen kam. – S. 81: der «baron de Lirad (Leerode), confident du duc de Neubourg» wäre zu ermitteln gewesen, «Ladenbourg» (S. 86), wo Verhandlungen zwischen Kurmainz und Kurpfalz stattfanden, richtig als Ladenburg am Neckar und nicht gegen jeden Sach- und Sinnzusammenhang als «Löderburg, dans l'actuelle province de Madgebourg» (!) aufzulösen gewesen. – S. 87, 2: «Hombach, dans le duché de Juliers» wird im Kommentar nach Westfalen verlegt, erscheint S. 115 richtig als «Hambach» (!) und wird in der Fußnote ausgewiesen als «Hambach, über Jülich, en Westphalie» (!). Selbst bei einer nur äußerst vagen Kenntnis der deutschen Territorien hätten Hoyoux Bedenken kommen müssen, einen Ort im Herzogtum Jülich, wo der Herzog von Neuburg «passera les festes au divertissement de la chasse» nach Westfalen zu verlegen oder S. 93 «Rekelclusen, dans l'archevêché de Cologne, aux frontières de l'évêché de Munster» als «Reckershausen près de Göttingen» (S. 93, Anm. 1), selbst bei unsicherer Lesung, auflösen zu wollen. Es kann sich dabei nur um das zum Erzstift Köln gehörende Recklinghausen handeln, und selbst die Verschreibung des Namens hat diesen Sachverhalt nicht unkenntlich gemacht. S. 128: «Coesfelt» ist selbstverständlich, wie auch der Text – «pour aller trouver l'evesque de Munster» – eindeutig zeigt, die fürstbischöflich-münstersche Residenzstadt Coesfeld und nicht, wie Hoyoux wissen will, «Kösfeld, près de Coburg». – Mit der von den Lothringern besetzten Festung Homburg ist Homburg/Saar und nicht «Homburg sur le Main» (S. 148) gemeint. Wolgast wird (S. 149, Anm. 2) als «ville de la Poméranie, à l'embouchure de l'Elbe (!),

près de Peenemünde» ausgewiesen; S. 155 ist «Neppen» zu verbessern in Meppen (richtig im Register).

Aufgrund der zahlreichen Fehler – die Liste der Corrigenda, hier mit Absicht hauptsächlich für die Ortsnamen erstellt, könnte leicht um ein Vielfaches verlängert werden – soll nun nicht an der Zuverlässigkeit der Quellenauszüge selbst gezweifelt werden. Aber die Nachlässigkeit, ja noch mehr die Gedankenlosigkeit, mit der der Kommentar erstellt worden ist, wirft kein gutes Licht auf die Arbeitsweise von Hoyoux und ist für den Historiker einfach ärgerlich.

HERIBERT RAAB

Die Matrikel der Universität Innsbruck. Dritte Abteilung: *Matricula universitatis*. Zweiter Band: 1764/65–1772/73, bearbeitet von Gerhard Oberkofler. Innsbruck-München, Universitätsverlag Wagner, 1974, LI und 208 S.

Editionen, nicht zuletzt Ausgaben von Universitätsmatrikeln, sind eine entsagungsvolle und heute, man muß es sagen, undankbare Aufgabe. Die Wahrscheinlichkeit, daß sie noch lange wissenschaftliche Geltung haben, wenn manche brillant-auflagenstarke Darstellung vergessen sein wird, ist dabei nur ein schlechter Trost. Den immer rarer werdenden «Arbeitern im Weinberg der Editionen» – um aus dem Vorwort des derzeitigen Rektors der Universität Innsbruck zu zitieren – aber auch zahlreichen Editionsprojekten wäre mehr geholfen, wenn sie wieder jene Anerkennung fänden, die ihnen in Blütezeiten historischer Forschung und editorischer Leistungen entgegengebracht worden ist. Die Editionsarbeit an vorliegendem Band wurde begonnen 1966/67 von G. Oberkofler, dem Akribie und Hingebung an eine wissenschaftliche Aufgabe zu bescheinigen ist, mußte aber wiederholt und über längere Zeiträume unterbrochen werden. Oberkofler hat seinem Band eine treffliche, knappe Einleitung vorangestellt, die über die Quellen, über Studium und Lehrkörper der Fakultäten, am ausführlichsten über die Juristenfakultät, informiert. Erwähnt sei aus der Geschichte der Philosophischen Fakultät, daß 1769 ein Lehrstuhl der Politischen Wissenschaften eingerichtet wurde, daß aber sein Inhaber, der aus dem Eichsfeld stammende Johann Heinrich Wüstenfeld – übrigens der erste Rektor der Universität Innsbruck aus dem Laienstand – sich als Versager erwies und schon bald vor leeren Bänken stand. In der Juristenfakultät glänzen Namen wie Banniza, Holl und Pehem, in der Medizinischen Fakultät ragt Michael Menghin hervor.

Sorgfältig gearbeitete Tabellen erschließen die Matrikel unter verschiedenen Gesichtspunkten, zeigen den prozentuellen Anteil des Adels an den neuimmatrikulierten Hörern, geben eine Übersicht über die örtliche Herkunft der Studierenden – beachtlich die Zahl von 40 Studenten aus den Kantonen der Eidgenossenschaft, vor allem aus St. Gallen und Graubünden, von den Städten hält Fribourg mit 3 Studenten die Spitze – schlüsseln die Hörerzahlen in der Theologischen und Juridischen Fakultät auf Professoren bzw. Fächer auf und geben Einblick in den Haushalt von zwei Fakultäten. Die

vorzüglich edierte Matrikel selbst bietet sehr viel an personen-, kultur- und kirchengeschichtlichem Material, das nach vielen Richtungen ausgewertet werden kann, für den mittleren Alpen- und Alpenvorraum, d. h. Tirol, Vorarlberg, Trentino, Bayern und Bayrisch-Schwaben. Aus den geistlichen Territorien an Rhein und Main kamen zwischen 1764 und 1773 keine Studenten nach Innsbruck. Friedrich Graf Spaur, «burgmannus de Fridberg», (Nr. 1323), der sich als «Moguntinus» eingetragen hat, stammt natürlich aus dem bekannten Tiroler Geschlecht und ist kein Mainzer. Einzelne Studenten kamen aus Glatz, Brünn, Lothringen, dem Veltlin, aus Venetien oder selbst aus Memel, wie der zur katholischen Kirche konvertierte Friedrich Wilhelm Graf «Daenhoff» (Nr. 420, ist der Name so richtig?). In Nr. 1523 ist «Maria Weijer» (!) zu verbessern in Mariaweiler (bei Düren). Die sorgfältige Edition der Matrikel, Kommentar und Register verdienen uneingeschränktes Lob. Man möchte wünschen, daß der von Oberkofler in Angriff genommene Band für die Zeit von 1783 bis 1792 bald erscheinen kann.

HERIBERT RAAB

Engelbert Maximilian Buxbaum, Petrus Canisius und die kirchliche Erneuerung des Herzogtums Bayern 1549-1556. Rom, Institutum Historicum S. I., 1973, xxx – 310 S. (= Bibliotheca Instituti Historici S. I. Vol. XXXV).

Die von G. v. Pölnitz angeregte und dem Münchener Kirchenhistoriker H. Tüchle betreute Dissertation will ein Beitrag sein zur Reformationsgeschichte Bayerns und zugleich, von der bisher vernachlässigten territorialgeschichtlichen Basis her, eine Vorarbeit für die – trotz Brodrick – noch ausstehende «historisch einwandfreie und allen Gesichtspunkten gerecht werdende» (S. 5) Biographie jenes ersten deutschen Jesuiten, den der Wittelsbacher Kurfürst Ferdinand Maria den Apostel Deutschlands und vor allem Bayerns genannt hat. In der katholischen Reform des süddeutschen Herzogtums, die nicht einfach als «Gegenreformation» zu verstehen ist, sondern auch als kirchliche Selbsterneuerung, soll der historische Ort des Petrus Canisius bestimmt werden. Buxbaum hat für seine Untersuchung ein umfangreiches gedrucktes und ungedrucktes Material herangezogen und kritisch ausgewertet. Er beschränkt sich auf die Jahre 1549–1556, d. h. auf die Zeit von Canisius' erstem Ingolstädter Wirken. Die Fragen der Kolleggründung und der Reform der bayerischen Landesuniversität, die, vor der Ankunft der Jesuiten arg darniederliegend, zur Pflanzstätte eines sowohl gebildeten als auch sittlich hochstehenden Klerus werden sollte, stehen dabei im Vordergrund. Nicht wenig Forschungsarbeit ist in den 7 Anhängen versteckt, die rund ein Drittel des insgesamt ansprechenden und gründlichen Buches ausmachen. Überzeugend ist dargetan, daß mit der Ankunft des Petrus Canisius in Ingolstadt im November 1549 eine Wende sowohl in der Universitätsgeschichte wie auch in der Reformationsgeschichte Bayerns beginnt. Eine energische Straffung der Untersuchung und gelegentlich eine sprachlich-stilistische Glättung (vgl. etwa S. 69 die stilistischen

Entgleisungen) wäre ihr sicher zugute gekommen. Dennoch ist sie als wertvoller Beitrag für eine Biographie des ersten deutschen Jesuiten und für die Geschichte der kirchlichen Erneuerung Bayerns zu begrüßen.

HERIBERT RAAB

Archiv für Reformationsgeschichte. Jahrgang 64, Gütersloh, Gütersloher Verlagshaus Gerd Mohn, 1973, 319 S. u. 1 Abb.

Dieser dem engagierten Nestor der amerikanischen reformationsgeschichtlichen Forschung, R. H. Bainton, gewidmete Band enthält eine Reihe lehrreicher Beiträge, zunächst den anregenden Vortrag von H. A. Oberman, *The Shape of Late Medieval Thought: The Birthpangs of the Modern Era* (S. 13–33), dann die aus einer größeren Untersuchung erwachsene Studie von A. Friesen, *The Marxist Interpretation of the Reformation* (S. 34–55), in der die Bedeutung der dreibändigen Geschichte des Bauernkrieges von dem Junghegelianer Wilh. Zimmermann für Fr. Engels' Interpretation der Reformation als frühbürgerliche Revolution hervorgehoben wird. – Über Luthers entschiedene Ablehnung des Fünften Laterankonzils und insbesondere des Dekrets über die Unsterblichkeit der Seele informiert J. Headley (S. 55–78), während eine «bescheidene Miniatur» von Luthers Landesherrn, Kurfürst Friedrich von Sachsen, von H. Bornkamm daran erinnert, daß eine Biographie dieses Fürsten – sicher keine attraktive Aufgabe – noch immer aussteht. – H. Holeczek skizziert die Stellung des Erasmus in der Luthersache «nach dem Scheitern seiner Vermittlungspolitik 1520/21» (S. 85–112). J. C. Stalnakers Beitrag, *Residenzstadt and Reformation, Religion, Politics and Social Policy in Hesse, 1509–1546*, bleibt auf Marburg beschränkt. – M. Brecht, *Herkunft und Taufanschauung der Zürcher Täufer* (S. 147–165) kommt zu dem Ergebnis, daß die «Tauftheologie der Züricher Täufer (insbes. Manz und Grebel) aus einer eigenartigen Kombination lutherischer und zwinglischer Gedanken» (S. 164) entstanden ist. – Es folgen zwei Abhandlungen über Martin Bucer, die eine von J. M. Kittelson, *M. Bucer and the Sacramentarian Controversy*, die andere von W. Bellardi über Anton Engelbrecht (1485–1558), Helfer, Mitarbeiter und Gegner Bucers (S. 183–205), eine «Gestalt am Rande der Kirchengeschichte, doch nicht ohne Einfluß, ein Leben voll Tragik und Schuld, doch nicht ohne Leistung» (S. 184). Dem Einfluß lutherischer Ideen auf den englischen Theologen Richard Morison geht C. R. Bonini nach (S. 206–224). M. Stupperich stellt die kompromißlose Ablehnung des Augsburger Interims als apokalyptische Bedrohung der Reformation durch den Antichrist nach den Königsberger Schriften des Nürnberger Reformators Osiander dar (S. 225–244). J. Fligge steuert einen Beitrag «Zur Interpretation der osiandrischen Theologie Herzog Albrechts von Preußen» (S. 245–280) bei. Über Verbrechen, die in Genf zwischen Februar 1562 und Februar 1563 abgeurteilt wurden, informiert E. W. Monter. Den Band beschließt eine Veröffentlichung von K. Themel, *Dokumente von der Entstehung der Konkordienformel* (S. 287–313).

HERIBERT RAAB

Vorbereitungsheft Jakarta 1975. Fünfte Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen, «Jesus Christus befreit und eint». Verlag Otto Lembeck, Frankfurt/M. – Friedr. Reinhardt Verlag, Basel.

Der Ökumenische Rat der Kirchen (ÖRK) bereitet sich zu seiner 5. Vollversammlung vom 23. Juli bis zum 8. August 1975 in Jakarta vor¹. In der indonesischen Hauptstadt soll die Reihe der Vollversammlungen von Amsterdam (1948, Gründung des ÖRK), Evanston (1954), Neu-Dehli (1961) und Uppsala (1968) fortgesetzt werden: Neben den 800 Delegierten der 267 Mitgliedkirchen – an der Gründungsversammlung 1948 in Amsterdam waren es deren 147 – werden gemäß Satzungen des ÖRK eingeladen: Befreundete Delegierte von Organisationen, mit denen der ÖRK Beziehungen unterhält; ferner ernannte Berater, Jugendteilnehmer, delegierte Beobachter und Gäste. So werden sich, zusammen mit dem ständigen und vorübergehenden Mitarbeiterstab, «rund zweitausend Menschen zu einer Art Konzil zusammenfinden».

Das 52 Seiten umfassende deutschsprachige Vorbereitungsheft ist die offizielle Einführungspublikation des ÖRK für die kirchliche Basis im deutschen Sprachraum, welche zur aktiven Mitarbeit und zur Stellungnahme zuhanden ihrer Delegierten in Jakarta eingeladen wird. Mit Rücksicht auf diese breite Streuung bietet das Heft weniger technische Einzelheiten als vielmehr einen generellen Überblick über Wesen und Arbeitsweise der Vollversammlung und deren Bedeutung für die Mitgliedkirchen. Im Brennpunkt der Jakarta-Versammlung steht das Thema «Jesus Christus befreit und eint», welches durch bibeltheologische Vorarbeit (vier Reihen von Bibeltexten) aufbereitet wird.

In sechs Arbeitsgruppen, «Sektionen» genannt, sollen die Konsequenzen des Hauptthemas für Gottesdienst, Zeugnis und Leben der Kirchen unter folgenden Teilaspekten untersucht werden: 1. Bekenntnis zu Christus heute. 2. Die Einheit der Kirche. 3. Auf der Suche nach Gemeinschaft. 4. Erziehung zu Befreiung und Gemeinschaft. 5. Strukturen der Ungerechtigkeit und Kampf um Befreiung. 6. Menschliche Entwicklung.

Ein speziell für schweizerische Verhältnisse geschaffenes Beiheft (hrsg. vom Schweiz. Evang. Kirchenbund) «will den Gemeinden und Gruppen helfen, über die Thematik von Jakarta 1975 zu arbeiten und Stellungnahmen zuhanden der schweizerischen Delegierten zu formulieren».

ERICH CAMENZIND

¹ Inzwischen wurde der Beschluß gefaßt, die Vollversammlung in Nairobi (Kenya) durchzuführen.